

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 42

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

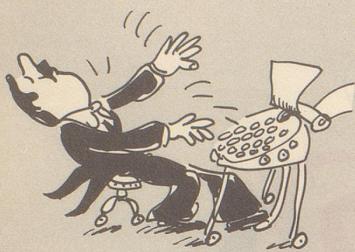
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spott-Revue

von
Max Rüeger

Spott-Revue



Olympische Spiele für Binz

St. Moritz zog knapp den kürzern – Denver in Colorado/USA siegte. Die Olympischen Winterspiele 1976 sollten in den Staaten abrollen, in jenem Land, dem man noch immer unbegrenzte Möglichkeiten billigt.

Die Herren, die abzustimmen hatten, waren von den verschlemmten Charme überrollt worden, man



weiß ja, bei der Vergabe von Spielen wird mit höchstem Einsatz gespielt, da greift man zu allen Tricks und Kniffen, um das wählende Gremium einzulullen und zu bezirzen. Grafik tobt sich aus, Models und Modelle werden an die Front geschickt, auf spezielle Vorzüge wird hingewiesen und vorzügliche Spezialitäten jeglicher Art großzügig herumgereicht.

Wie gesagt: Denver siegte.

Der Voranschlag war geradezu verblüffend maßvoll: 80 Millionen Dollar an Ausgaben budgetierten die Colorado-Organisatoren, viele Bauten waren bereits existent, nun also – lets make Olympic Games.

Nun kommt jedoch die Schreckenskunde übers große Wasser, in Denver wäre zwar (noch nicht) der Brundage, aber ein anderer Teufel los. Naturschutzfreunde protestieren gegen die Planierungen, die die alpinen Strecken notwendig machen. Alle wollen mitreden, und die politische Opposition fand heraus, es gäbe im armen Colorado dringenderes zu finanzieren als Olympische Spiele. Damit hat die Opposition höchstwahrscheinlich nicht einmal un-

recht. Nur, so meine ich, diese lobenswerte Erkenntnis kommt doch wohl etwas gar spät. Oder: die Kandidatur Denver war offenbar auf Papier, Filmleinwand und Modellbauten prächtig anzusehen – aber zu Hause in der Realität zu wenig abgesichert.

Erweisen sich diese Meldungen als richtig, werden sich die St. Moritzer Initianten kaum ins Fäustchen lachen, sondern dasselbe ballen. Es gilt nun jedoch, für spätere Jahre sogleich die Konsequenzen zu ziehen aus diesem Vorfall.

Ein paar treue Freunde und ich werden uns nächste Woche zusammenfinden und ein Initiativ-Komitee «Pro Olympische Winterspiele 1980 Binz» gründen. Ein Architekten-Team stellt faszinierend kühne Sandkasten-Pisten und Gips-Stadien her, Hans Gmür hat sich, obwohl in Egg wohnend, bereit erklärt, dorf-nachbarliche Ressentiments zu vergessen und einen Werbefilm zu konzipieren, den dann Karl Suter bearbeiten und inszenieren wird. Karl Erb, Forch, nahm sich die Mühe, auf einer neuen Landeskarte 1:50 000 bereits in groben Zügen ein Pressezentrum einzulegen – es wird das perfektste, großzügigste und leistungsfähigste Pressezentrum aller Zeiten sein, die Werbung finanzieren wir durch Hauptsammlungen und einige Landwirte hoffen wir zum Verkauf mehrerer Parzellen Grundes bewegen zu können, um die Sitzungsgelder unseres Initiativkomitees sicherzustellen.

Ueber die Farben der Rosetten für die Ressortchefs sind wir uns auch schon einig und das Lokal für das offizielle Eröffnungsbankett ist reserviert.

So bin ich denn gewiß: Binz wird Olympia-Stadt!

Und da wir den Zürcher Stadtpräsidenten Dr. Sigmund Widmer als Ehrenstarter für die Schlittellrennen vorgesehen haben, wird uns auch Zürich kaum mehr in den Rücken fallen.

J&B DER HELLE
WHISKY DER
MANAGER

Generalvertretung für die Schweiz:
Schmid & Gassler, Genève

Rien ne va plus!

Sie hatten zumindest einen Vorteil: sobald jemand vom Tisch aufstand und zu einem der Kästen schritt, die an der Wand hingen, mußte man nicht a priori um seine Ruhe fürchten. Es bestand doch die fünfzigprozentige Chance, daß der bereitgehaltene Franken in den Schlitz rechts gedrückt wurde.

Einwurf in den Schlitz links – oder in einen einzigen vorhandenen Schlitz überhaupt – hätte unweigerlich «Ganz de Bappe» – «El Condor Pasa» – «Alte Kameraden» – «Geh Alte schau mir so deppert an» und «Monika» bedeutet. Und damit Ende der friedlichen Stille im Lokal, womöglich gar noch entfesseltes Mitingen vor allem bei «Monika» – die eignet sich verteufelt gut für bierselige Tremoli.

Nach dem Fallen des Frankenstückes in den Schlitz rechts jedoch war vorerst nur ein Summen zu hören, dann metallisches, mehrmaliges Klicken, Summen, Klicken, Summen – gefolgt vielleicht vom Geräusch metallischer Teile in einer Blechhalterung, einige bewundernde oder neidische Zurufe – ansonsten aber fand keine wesentliche Belästigung der Umwelt statt. Wovon die Rede ist – Sie haben's natürlich längst gemerkt. Von den «Go and Stop»-Spielautomaten, denen das hohe Bundesgericht keinen Spaß abgewinnen konnte und sie verbot.

Allerdings erst ab 1. Juni 1972 – bis dahin darf man seinem Gamblertrieb noch nachgeben.

Für Leute, die dem Spielteufel nur hie und da distanziert zulächeln und demselben keineswegs verfallen sind, waren diese Klicker-Boxen doch oftmals ein Born der Freude. Gar manchen «Kafi fertig» und diverseste Schöpplein habe ich mir durch die Franken-Investition finanziert, und wenn ich jetzt so überschlagsmäßig Bilanz mache, glaube ich kaum, daß ich schwere Verluste erlitten habe.

Mißtrauische Leser werden selbstverständlich einwenden, ich hätte wahrscheinlich etliche Getränke nicht bestellt, wären keine Gewinn-Fränkler in die Schale gekullert und demzufolge sei meine Buchhaltung im Grunde moralisch gefälscht.

Das Argument mag stimmen – aber das naive Wonnegefühl, in der Quartierbeiz sein eigenes, harmloses Monte Carlo zu wissen, und durch das sanfte Prickeln in der Magengrube eine Ahnung von echter Gambler-Erregung zu verspüren, gleicht alles wieder aus. Es gibt Menschen, die sich bei Spielen aller Art, ob Jassen, Halma oder Go and stop, grundsätzlich ereifern, die auf Gewinne euphorisch und auf Verluste verängert oder depressiv reagieren. Jaßpartner, die bei Fehlern des Kollegen vorerst einmal bleich werden, dann, mit letzter Kraft noch beherrscht, ihrem Unmut durch wütendes Schnauben Ausdruck verleihen, um schließlich beim dritten eigenen Bock, den man mit einem Trumpf absticht, ein unerschöpfliches Repertoire von Verbalinjurien anzuwenden. Ihnen kosten natürlich Verluste am Automaten nicht nur Franken, sondern vor allem auch Nerven. Und da ja mittlerweile gründliche Untersuchungen ergaben, daß Aufsteller und Wirte nicht selten mit Schlüsseln gewisse Schräubchen im Innern der Apparate so zu drehen verstanden, daß die Gewinnchancen für die Gäste minimal wurden, kann man diesen Glücksboxen nicht uneingeschränkt nachtrauen.

Immerhin: die Gewißheit, daß ab 1. Juni 1972 wieder unweigerlich Peter Maffay, Tom Jones oder die Oberkrainer durch den Raum schallen, sobald jemand vom Tisch aufsteht, zum Kasten schreitet und eine Münze in den (nun einzigen) Schlitz wirft – diese Gewißheit ist schrecklich genug, um den verbotenen Maschinen doch ein leises, verstohlenes Tränchen nachzuweinen.



Doppelter Krimi oder: Durbridge mal zwei

Fürchterliches ist geschehen: einer kennt den Mörder. Respektive einer, der ihn nicht kennen sollte. Wo ansonsten derartige Uebeltäter mit allen Raffinessen moderner Kriminalistik gesucht werden, versuchte man hier, die Identität des Gangsters unter allen Umständen zu verschleiern. Und – seltsam – diese Handlungsweise ist nicht einmal verwerflich, sondern zu verstehen.

Es begab sich nämlich, daß ein Autoknacker aus einem Wagen in Köln ein Tonband stahl. Es gehörte der Pop-Gruppe «The Can» – und diese Musikanter liefern den harmonischen Background für den neuen Durbridge-Krimi «Das Messer», dreiteilig natürlich, den das Deutsche Fernsehen im Winter auszustrahlen gedenkt. Wie in solchen Fällen üblich, waren nur wenige in das erregende Geheimnis eingeweiht – und die hatte man vertraglich, unter Androhung einerstattlichen Buße, zum Schweigen verpflichtet.

Den Pop-Musikern geschah nun das Mißgeschick, daß sie nach den Aufnahmen ihr Bandgerät nicht gleich abstellten, während sie noch frisch-fröhlich über den Mörder diskutierten. Sie durften ihn ja kennen – sie hatten seine Entlarvung durch pfiffige Akkorde angereichert.

Und eben dieses Tonband ist spurlos verschwunden. Die verantwortlichen Herren in den Büros des Westdeutschen Rundfunks verdreifachten seither ihren Konsum an beruhigenden Pharmazeutica, sie wälzen sich ruhelos in den Daunen, anstatt den stärkenden Schlaf zu pflegen. Denn sie wissen sehr genau: plaudert der Tonband-Dieb das Top-Secret aus, kann das Millionen-Produkt in die Abfallgrube geworfen werden. Kein Hund ließe sich mehr hinter dem Ofen hervorlocken, wäre der Name des Täters publik, Mister Durbridge hätte seine verwirrenden Handlungsfäden vergeblich gestrickt und ein Eckpfeiler des Winterprogramms würde einstürzen wie ein Kartenhaus.

Derlei Ungemach verstörte schon einmal die krimifreudige Bildschirmgemeinde: vor Jahren hatte sich der sonst durchaus intelligente Berliner Kabarettist Wolfgang Neuß den gänzlich unwitzigen Scherz geleistet, via Zeitungsinsserat einen Durbridge-Mörder zu identifizieren. Die Empörung war damals lautstark gewesen, und Herr Neuß hatte nichts zu lachen gehabt.

Nun, vorläufig befinden wir uns im aktuellen Beispiel noch in der Phase des Zitterns und Hoffens. Aus dem Kölner Funkhaus sind beschwörende Appelle an die unbekannte Adresse des Diebes zu vernehmen, ebenso wie Formulie-



rungen, die realistische Einschätzung der Lage beweisen:

«Wir hoffen, daß der Dieb nicht weiß, was er in den Händen hält. Bis jetzt hat er sich jedenfalls nicht gemeldet. Wahrscheinlicher aber ist: er wartet mit der Erpressung bis kurz vor Sendetermin, wo wir entweder «zahlen» oder den Durbridge platzen lassen müssen ...»

Mit andern Worten: aufmerksame Betrachter der Szene kommen in den nächsten Wochen zweifellos in den Genuss einer zweiten, parallel laufenden Kriminal-Story. Und die ist weit spannender, als sie sich sämtliche Durbridges, Rheineckers und Agathe Christies zusammen hätten ausdenken können.

Bleibt auch noch zu fragen, wer denn primär an der Veröffentlichung des Mörder-Namens interessiert ist. Im engen Kreis der Verdächtigen befinden sich wohl alle Besitzer von Filmtheatern und Speiselokalen, von subventionierten oder nichtsubventionierten Bühnen und Beatschuppen in der Bundesrepublik, in Oesterreich und der Schweiz. Ihre Etablissements zeichnen sich an derartigen Abenden erfahrungsgemäß durch gähnende Leere aus. In Frage kommen auch die Verwaltungen von Untergrund-, S- und Straßenbahnen, die ebenfalls schmerzlichen Frequenz-Ausfall zu beklagen haben, genauso wie Taxihalter, Mietwagen-Unternehmen und – in Wien speziell – Fiaker.

So oder so: der zweite Knoten ist geschrückt, ein Autoknacker spielt Fernseh-Schicksal, ein Tonband ist corpus delicti.

In diesem Augenblick packt mich eine fürchterliche Ahnung: könnte vielleicht eventuell möglicherweise der Tonband-Diebstahl inszeniert sein, um die Spannung via «Wirklichkeit» auf dem Fernsehschirm bis ins unerträgliche zu steigern? Aber nein – diese Variante ist so gleich wieder zu verwerfen. Denn derart geniale Einfälle hat kein Krimi-Autor.

Solche Einfälle hat nur das Leben.

